Erinnerungen
an
Ludwig Traube

von

Professor Franz Boll
(Würzburg).

Sonderabdruck aus der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« Nr. 171 u. 172
vom 24. u. 25. September 1907

München 1907
Bayerische Druckerei & Verlagsanstalt, G. m. b. H.

OAK ST. HDSF

13
T776

Im Mai dieses Jahres, das der klassischen Philologie schon so schwere Wunden geschlagen hat, ist Ludwig Traube von uns geschieden. Was die wissenschaftliche Welt und seine Freunde an ihm verloren haben, ist mit überzeugender Eindringlichkeit unmittelbar nach seinem Tode in der Tagespresse und dann bei jener Trauerfeier zum Ausdruck gekommen, die am Pfingstdienstag vor der Ueberführung der Leiche nach Berlin in dem hohen Kuppelsaale des Schwabinger Friedhofes stattfand. Und vieles der gleichen Art ist seitdem immer wieder bei den Freunden erklungen, die die schmerzliche Kunde erreicht hatte; noch wird kaum ein Gespräch in seinem weiten Freundeskreise geführt, kaum ein Brief gewechselt werden, der nicht die Klage um diesen Unersetzlichen erneuerte. „Daß wir Traube verloren haben, werde ich nie verschmerzen" — so stand in dem gestern eingetroffenen Briefe seines liebsten dänischen Freundes; und der gleiche Grundton der schmerzlichsten Klage durchzieht sie alle. Denn er war ein Mensch der seltensten Art, wie wenige wert der Tränen.

Die nachfolgenden Zeilen wollen nicht den heute kaum möglichen Versuch machen, Traubes wissenschaftliche Leistungen und seine Stellung in der Geschichte der Philologie genauer darzulegen; ihre Absicht ist weit bescheidener. Der Verfasser will das Bild eines geliebten Toten, dessen Freundschaft zum besten Gewinn auch seines Lebens gehört hat, festzuhalten suchen und vielleicht auch manchem von denen, die ihm und seiner Arbeit ferner standen, eine Vorstellung davon erwecken, warum wir diesen Verlust so schwer empfinden. Was dabei über Traubes Entwicklung und Lebensumstände gesagt ist, beruht zum Teil auf seinen eigenen Aufzeichnungen, zum Teil auf persönlichen Erinnerungen und denen von Traubes Freunden und Angehörigen, vor allem dem ergreifend schönen Nach-

ruf seiner ihm geistig nahestehenden Schwester Frau Margherita Mengarini, der den Freunden, wie wir hoffen, bald zugänglich werden wird.

Ueber Ludwig Traubes früheste Entwicklung weiß ich wenig zu berichten. Daß er (geboren am 19. Juni 1861) aus dem Hause eines ebenso hochbegabten wie menschenfreundlichen Arztes stammte, als der einzige Sohn Ludwig Traubes, des ruhmvollen Vertreters der inneren Medizin an der Universität Berlin, ist für die Sicherheit, mit der er ohne jeden falschen Schritt sogleich in der Welt der Wissenschaft sich zurechtfand, gewiß nicht gleichgültig gewesen. Das Bild, das ein dankbarer Schüler von dem Kliniker Ludwig Traube in der Allgemeinen Deutschen Biographie entworfen hat, weist ebenso wie gelegentliche Aeußerungen Traubes darauf hin, daß er mit dem Vater geistig und seelisch viel Verwandtes hatte. Der Vater las zur Erholung nach der schweren Arbeit des Tages griechische und römische Schriftsteller; als er erkrankt war, wurde der Sohn sein Vorleser. Erst durch die Erinnerungen von Frau Mengarini habe ich erfahren, daß nicht bloß körperliche Schwächlichkeit, sondern selbst ein schwaches Gedächtnis ihn bis zum 10. Lebensjahre quälte und daß nur die Mitarbeit der jüngsten Schwester ihm damals beim Lernen weiterhalf. Von dem, was er aus der Schulzeit erzählte, ist mir nur der Name des geistvollen Nachdichters römischer Komödien und Horazischer Satiren in Erinnerung geblieben, Carl Bardts, dem er nach dem frühen Tode der Mutter und wenige Wochen später auch des Vaters nach Neuwied gefolgt ist und in dessen Familie er damals Aufnahme fand. Bardts Freundlichkeit verdanke ich eine Schilderung seines Wesens in jener Zeit. Die erschütternden Schicksalsschläge, zu denen sich noch ein deprimierendes Schulerlebnis gesellte (den geborenen Philologen ließ man die Unterprima wiederholen!), hatten den Jüngling scheu und verschlossen gemacht. Nur mit einem seiner Kameraden, dem jetzigen Kliniker Geheimrat Moritz, schloß er damals eine Freundschaft für das Leben; der vertraute Genosse jener Jünglingsjahre wurde einer seiner ärztlichen Berater in der letzten Krankheit. Aus Bardts Hause schien er als ein einigermaßen Fremder, wie er gekommen war, zu scheiden; später hat er in einer Art, wie nur er es konnte, gezeigt, wie wenig sein dankbares Herz vergessen hatte, und der

ehemalige Lehrer empfand mit tiefer Befriedigung, wie er mir schreibt, daß ihm die Freundschaft Traubes ein unendlich wertvoller Besitz geworden war. Unter fast zweitausend Primanern, die Bardt in etwa vierzig Jahren durch seine Hände gehen sah, war er nach dessen Zeugnis mit einem noch Lebenden das stärkste philologische Ingenium. Das Joch der Schule ertrug er freilich nur mit Mühe. Wie sehr er im Grunde ihr bereits entwachsen war, zeigt eine Geburtstagsgabe, die er dem Lehrer überreichte: „Emendatiunculas Taciteas scripsit Ludovicus Traube. Suo sumptu suisque typis impressit Neovedeae a. Rh. MDCCCLXXIX“ steht auf dem Titel des schmalen Heftchens. Jene Typen sind seine eigenen, schon damals der mittelalterlichen Buchschrift sich nähernden Schriftzüge, deren Reife kaum weniger überrascht als die in solchen Jahren wohl beispiellose Belesenheit in römischen Schriftstellern, auch schon des Mittelalters, und die Feinheit der zum Teil an Tacitus' Dialogus geübten Emendationskunst. Um dieselbe Zeit wagte er eine auf wissenschaftlicher Höhe stehende und nicht ertraglose Kritik von Ernst Dümmlers kleiner Ausgabe der Gesta Apollonii an das Litterarische Centralblatt zu senden, das denn auch der Arbeit des 17jährigen Gymnasiasten die Aufnahme nicht versagte.

Als er im Februar 1880 nach dem Abiturientenexamen die Schule verließ, ging er an die Universität München und ist fast immer dort geblieben. München wurde seine zweite Heimat. Nur ein Semester, Sommer 1881, war er in Greifswald, um Kießling und Wilamowitz zu hören. Aus dem, was er mir gelegentlich davon erzählte, geht hervor, daß er dort öfter im Kolleg und Seminar zu sehen war als in München, wo er zwar persönlich den Universitätslehrern wohl bekannt war, aber einen stärkeren Einfluß kaum von irgend einem, zumeist wohl noch von Brunn und Schöll, erfahren hat; desto häufiger war er bei den Handschriften und Büchern der Staatsbibliothek zu finden. Sein erstes Semester hat auch seine erste größere Schrift hervorgebracht. Es waren 1880 die lebendigen Eindrücke des Oberammergauer Passionsspiels und zugleich die klassischen Aufführungen, das sogenannte Gesamtgastspiel in München, die ihn und seinen Freund Johannes Lepsius zur Begründung

einer Zeitschrift „Schauspiel und Bühne“ anregten. Die beiden einzigen Hefte dieser Zeitschrift, an denen namentlich auch G. v. Zezschwitz Anteil hatte, sind 1880 erschienen. Während die anderen Studenten über Shakespeare und Lessing, über Schiller und Ibsens Nora anziehende ästhetische Betrachtungen anstellten, gab Traube eine streng wissenschaftliche Untersuchung zur Geschichte der Mysterienbühne, womit zu einem Kapitel in der Geschichte der Bühnenentwicklung, wie er in der Einleitung sagte, der „kritische Apparat“ geboten werden sollte. Ich habe kein Urteil darüber, wie weit die Schlußreihen, die der junge Student damals vortrug, sich als haltbar erwiesen haben. Die Zeitschrift scheint nach Edward Schröders Zeugnis später wenig beachtet worden zu sein.[1]) Aber die Art der Forschung ist von der späteren Traubes nicht verschieden: durchaus Quellenuntersuchung, Aufsuchen der handschriftlichen Ueberlieferung, dazu Drängen auf gesicherte Aufbewahrung, Verzeichnung und damit Rettung der alten Handschriften des Oberammergauer Spieles, durch dessen Bühne er Wirkungen ermöglicht fand, die von keiner Hofbühne in der jetzigen Gestalt erreicht werden könnten. „Auf einer solchen Bühne würde jeder Schauspieler nicht bloß sprechen, sondern auch gehen lernen. Die Bewegung muß so groß sein, wie das Wort.“ Das ist fast die einzige rein dramaturgische Betrachtung in dem Aufsatz, alles andere ist geschichtliche Forschung. Es spricht das vielleicht um so stärker für die außerordentlich frühe Bestimmtheit von Traubes wissenschaftlicher Richtung, weil die äußerst regsame, geistvolle und witzige Art des jungen Studenten sich gerade in einem Kreis begabter junger Künstler, Maler und Musiker, am wohlsten fühlte. Er versuchte sich selbst damals mit Erfolg als Landschaftsmaler. Später amüsierte er sich gern damit, jede freie Fläche auf Briefpapier- oder Zigarrenschachteln mit scherzhaften „Klingerschen Federzeichnungen“, wie er sie nannte, zu bedecken; die eigentliche Karikatur jedoch war ihm trotz seiner Neigung zum Witz ein unser-

[1]) „Ich erinnere mich des Eindruckes“ — so schreibt mir Schröder —, „den das gelbe Heft auf mich als älteren Studenten machte, sehr wohl: hier war ein historisches Problem sehr scharfsinnig angeschnitten, das die Literaturgeschichte mit sträflicher Gleichgültigkeit behandelt hatte, und das nun von den Interessen der modernen Bühnentechnik aus in helles Licht gerückt wurde.“

träglicher Anblick. — Sonst hat ihn damals eine kleinere Gesellschaft jüngerer Gymnasiallehrer häufig als Gast gesehen. Dort begegnete ihm zuerst Wilhelm Meyer aus Speyer, damals noch der Leiter der Handschriftenabteilung in der Staatsbibliothek, mit dem ihn die Richtung auf die mittellateinischen Studien früh verband.

Die Studentenzeit schloß er ab mit der 1883 erfolgten Promotion; die Dissertation war ein kleines Heft mit dem Titel: Varia libamenta critica, das großenteils mit den neuplatonischen Quellen des Macrobius sich beschäftigt, vor allem aber Proben von Traubes glänzendem Scharfsinn in der Herstellung verdorbener antiker Texte gibt. Auch hier wieder eine ungewöhnliche Belesenheit, die doch niemals prunkt, sondern rein im Dienste der Sache verwendet wird, und eine bewunderungswürdige Souveränität in der Herrschaft über das Material; daneben freilich auch allzu jugendliche Eigenschaften, eine an die Worte des Gegners sich heftende Polemik, die sein bescheidenes si quid video mit einem Attamen nihil vidit hitzig niedersticht. Für den späteren Traube war gerade die steigende Unlust gegen jede Art rein polemischen Schreibens charakteristisch, und auch anderen hat er es zu verleiden gesucht. Wenn er in einem Druckbogen dergleichen sah, so pflegte er mit Nachdruck den Rat zu geben und zu wiederholen, es kurzweg zu streichen. Er wußte, daß solche Ausfälle dem Autor selbst in kurzer Zeit wenig Freude machen. Damals war er noch anders, wenn ich aus der Zeit zu Ende der 80er Jahre, wo ich ihn kennen lernte, zurückschließen darf: oft schroff und leidenschaftlich, in ein epigrammatisch zugespitztes Wort rasch ein vernichtendes Urteil kleidend. Es bezeichnet seine damalige Art, daß der junge Doktorand auf die — durch ihren freundlich bevormundenden Ton ihn vielleicht etwas irritierende — Aeußerung einer Professorin, er werde in diesen letzten Tagen vor seinem Doktorexamen wohl sehr mit seiner Vorbereitung beschäftigt sein, die rasche Antwort gab: „Das überlasse ich meinen Examinatoren.“ Will man ihn nicht falsch beurteilen, so muß man dazu nehmen, daß es die gleiche Zeit war, wo er, wie die Schwester erzählt, sogar die Uhr des geliebten Vaters verkaufte, um einem Freunde aus der Not zu helfen und nach Wilhelm Meyers Mitteilung aus einem ganz ähnlichen Motive seine erste Verbindung mit den Monumenta Germaniae Histo-

rica anknüpfte, ein Schritt, der freilich irgendwann einmal für ihn notwendig war und mit seiner Lebensarbeit aufs innigste zusammenhing.

Jahre eindringendster Arbeit lagen zwischen dem Anfang seiner Universitätszeit und dem 28. November 1888, an dem er sich mit einem Teil seines Buches „Karolingische Dichtungen" für klassische und mittelalterliche Philologie habilitierte. Außer durch Reisen nach Italien und ins Engadin, wo er sogleich sehr ernsthafte rätoromanische Sprachstudien begann und die Literatur sammelte — noch am 2. März 1907 hat er der Akademie über das von ihm erkannte älteste rätoromanische Sprachdenkmal in einer Einsiedler Handschrift eine Abhandlung G. Gröbers vorlegen können —, wurde diese Arbeitszeit nur unterbrochen durch das Militärjahr (1886—1887), aus dem er neben allerlei heiteren Geschichten auch die schönen exakten Wendungen und Gewehrgriffe mitbrachte, mit denen er bei den Kindern, die er so gerne hatte, stets hellen Jubel hervorrief. Ob der schon mehr als 25jährige Soldat und Unteroffizier mit seiner starken Neigung zu Spott und Uebermut immer ganz die militärische Etikette wahrte, weiß ich nicht. Aber er dachte gar nicht ungern an diese Zeit zurück. Körperlich war er stets sehr geschickt, in früheren Jahren ein guter Bergsteiger, in späteren sehr gewandter Tennisspieler Radfahrer und Turner. Nur so war es ihm möglich, die Gefahr, mit der übermäßige geistige Arbeit seine Gesundheit fortgesetzt bedrohte, wenigstens einigermaßen zu beschwören.

Die erste Vorlesung, die er hielt, war nach dem „Rückblick auf meine Lehrtätigkeit" den er im Dezember 1901 niederschrieb, Geschichte der römischen Literatur im Mittelalter, dazu paläographisch-kritische Uebungen. Die ersten über die ich aus eigener Erinnerung berichten kann, waren die vom Wintersemester 1889/90. Rudolf Schöll hatte uns ältere Studenten auf den neuen Dozenten aufmerksam gemacht. Die Uebungen, an denen ungefähr ein halbes Dutzend Zuhörer sich beteiligte, fanden in seiner Wohnung statt. Sie behandelten und kritisierten Reifferscheids Sueton, jenen Semiisidorum Suetonium Semisuetoniumve Isidorum, wie er ihn nannte. Es war eine uns ziemlich neue Art, eine Selbstverständlichkeit hoher Voraussetzungen, die zunächst überraschte und vielfach auch abschreckte. Die gleiche Leichtigkeit, mit der er selbst ohne weitere Vor-

bereitung jedes Problems sich bemächtigen konnte, mutete er damals auch seinen Hörern zu; von Einführung und Einleitung war kaum die Rede, die kritische Arbeit, die Prüfung der Ueberlieferung setzte fast unmittelbar ein, und es war anfangs schwer zu folgen. Wenn ein Vertreter der jetzt neu auftauchenden „Hochschulpädagogik" dieses Verfahren gesehen hätte, so würde er es wohl als Beispiel benützt haben, wie man es nicht machen solle. Er hätte dabei nur vergessen, daß die tiefsten Wirkungen der Regel spotten und schließlich immer wieder das Geheimnis der Persönlichkeit sind. Nicht jedem wäre dieser Weg anzuraten gewesen, und bei Traube kam als persönliche Erschwerung seine damals oft hochgradige Nervosität hinzu, die sich auch dem Hörer fühlbar machen mußte. Trotz alledem hat er seine damals und noch manches Jahr wenig zahlreichen Zuhörer — die ersten waren meist aus dem ehemaligen Akademisch-Literarischen Verein, in dem er gerne verkehrte — nicht nur in seinen Anschauungen und in seiner Arbeitsweise festgehalten, er ist ihnen auch fast allen ein verehrter geistiger Führer und Freund geworden. Später hat er es in immer steigendem Maße gelernt bei seiner Vorlesung sich der Jugend seiner Zuhörer anzupassen, mit ihnen Kontakt zu finden, wie er es nannte, und ihnen mit unvergleichlicher Anmut in einem aus Tausenden ausgewählten Beispiel das Verständnis zu erschließen. Zu mir sprechen aus jenen späteren Jahren nur mehr die Blätter seiner Kollegienhefte. Aber seine jüngeren Zuhörer haben mir mit wahrer Begeisterung auch von der Form seiner späteren Vorlesungen gesprochen; und welcher Meister in der Kunst, das sprödeste Problem den Hörern nahezubringen, er geworden war, das haben wir Aelteren empfunden, als er in der kleinen, aus Gymnasiallehrern, jüngeren Dozenten, Bibliothekaren und Thesaurusassistenten bestehenden Philologischen Gesellschaft etwa 1902 uns über eine verwickelte paläographische Frage einen Vortrag hielt, dessen prachtvolle Klarheit mir und anderen Zuhörern bis heute unvergeßlich geblieben ist. Wie er in seinem Stil, im Deutschen wie im Lateinischen, von einer Neigung zu geistreichen Wortspielen und Anspielungen auf entlegene Dinge den Weg gefunden hat zu einer wahrhaft klassischen Einfachheit, so war es auch in den Vorlesungen. Die wirksamste Förderung aber gab er stets im nahen persönlichen Verkehr.

Unzählige hat er hier aus seinem Wissen bereichert und mit der Schärfe seines Blickes gefördert. Er hat selbst die ihm so nötigen Ferien geopfert, um zu Hause oder auf dem Lande etwa einem jungen Engländer oder Amerikaner, der zur unrechten Zeit herüber kam, ein völlig organisiertes und durchgeführtes, täglich mehrstündiges Kolleg in Paläographie und Handschriftenkunde zu halten.

Die Jahre nach der Habilitation, in denen neben der Arbeit an den Poëtae aevi Carolini eine immer gründlichere Vertiefung in die lateinische Paläographie herging, hatten bei Traube ein nervöses Leiden gesteigert, das ihn lange Zeit fast nicht über die Schwelle seines Hauses kommen ließ. Es war eine Platzscheu, die ihm fast jedes Ueberschreiten der Straße unmöglich und jeden Besuch in fremdem Hause, vollends jede Reise zu einer Qual machte, von der sich Fernerstehende keine Vorstellung bilden konnten und die zu überwinden seine ganze mächtige Willenskraft manchmal nur eben hinreichte. So war es für ihn ein wichtiger Schritt, daß er 1894 durch einen Freund in einer stillen Straße in Schwabing sich ein kleines Haus mit einem Gärtchen kaufen ließ und mit allen seinen Bücherschätzen dahin übersiedelte. Später kaufte er noch einen angrenzenden schmalen Streifen Gartenland hinzu; ein Häuschen ohne Oberstock ließ sich zu einem einfachen Hörsaal für seine Uebungen einrichten, der mit Schulbänken ausgestattet und an den Wänden mit Karten und mit den Bildern der Männer geschmückt wurde, in denen er seine Vorbilder sah: von Erasmus bis zu den Brüdern Grimm und zu Mommsen, dessen hochgeschätzter Mitarbeiter er frühe geworden war, durch eine bei dem Unterschied der Jahre doppelt ungewöhnliche Freundschaft mit ihm verbunden.

In dieser damals noch halb ländlichen Schwabinger Einsamkeit, die einer seiner liebsten Freunde und sein junger Pflegesohn als Hausgenossen mit ihm teilten, begann sein nervöser Zustand sich langsam wieder zu bessern. Auf der Rasenfläche seines Gartens spielte er mit Freunden und Freundinnen Tennis; auf dem Zweirad, wo er namentlich im tempo prestissimo jenen nervösen Zustand am leichtesten überwand, raste er mit einem Freunde auf den verbotensten Wegen durch den Englischen Garten bis zum Aumeister, kindlich vergnügt, wenn der strafende Arm des

Schutzmannes die Frevler nie erreichen konnte. Er war damals auch sonst oft von einer Fröhlichkeit, ja Ausgelassenheit der Stimmung, die alle Augenblicke einen Scherz ins Gespräch warf oder einen kleinen Possen trieb; er hatte sich sogar daran gewöhnt, sich wegen seiner Neigung zu Wortwitzen necken zu lassen, was er anfangs übel zu nehmen drohte, und sein fröhliches helles Lachen war unter seinen Freunden sprichwörtlich. Jener Zeiten gedenke ich um so lieber als sie auch mein Verhältnis zu Traube, dessen Nachbar ich seit 1895 geworden war, nach einer aus geringer Ursache entstandenen Störung neu begründeten. Es sind glückliche Jahre meines Lebens gewesen, in denen Freude und Leid unseres kleinen Hausstands von diesem liebenswürdigsten aller Freunde geteilt, meine damalige bibliothekarische und wissenschaftliche Arbeit durch den Umgang mit ihm fortgesetzt belebt und gefördert wurde. Wenn er in der Regel nachts um neun oder zehn Uhr oder noch später im grauen Mantel mit der spitzen braunen Mütze angetrabt kam, in späteren Jahren von seinem schwarzen Pudel, den er Parsifal, den reinen Toren, nannte, begleitet, so kannten wir ihn schon von weitem an seinem Versagliere-Schritt und an seinem il mio cuore batte per te, batte per te, das er vor sich hinträllerte. Späterhin war es öfter die zarte Melodie (op. 50 im Scherze genannt), die er aus der Seele des Goetheschen Liedes: „Füllest wieder Busch und Tal" sich selber herausgesponnen hatte, so bezeichnend, daß sie nicht leicht jemand vergessen konnte: gar nicht modern, sondern etwa in der bescheidenen Art einer Reichardtschen Komposition zu Goethe. Es ist nicht die einzige anmutige Melodie, die ich von ihm kenne, und wenn ihm auch zum Anhören von Konzerten, es sei denn als nächtlicher Zaungast am Café Leopold in Schwabing, Zeit und Gesundheit fehlten, so hatte er doch an guter Musik stets die echteste ernste Freude. Sein Liebling war wohl Robert Schumann. Mancher wird sich noch gerne jenes köstlichen Abends im Sommer 1901 erinnern, als in seinem Garten an der stillen, vom Wagengerassel ziemlich verschonten Seestraße, von einem kleinen Orchester von Musikschülern gespielt, Mozarts Kleine Nachtmusik erklang. Damals stand ihm schon seine junge Gattin zur Seite, die er im Oktober 1900 heimgeführt hat.

Ich sprach vorhin von Traubes starkem Interesse an

bibliothekarischer Tätigkeit, und es mag mir erlaubt sein, davon noch etwas mehr zu erzählen. Traube war einer der stärksten und man darf hinzusetzen einer der dankbarsten Benützer der Staatsbibliothek, die denn freilich auch ihrerseits alle Ursache hat, dem größten Kenner mittelalterlicher Handschriften, den wir besaßen, dankbar zu bleiben. Wenn einmal ein minder amtliches, etwas menschlicheres Handbuch für den Bibliothekar geschrieben wird als die gegenwärtig verbreiteten, so wird vielleicht auch ein Kapitel darin stehen, was der Bibliothekar von den Benützern der Bibliothek lernt; vorausgesetzt daß die Benützer danach sind. Von Traube war unendlich viel zu lernen; er war ja im Grunde selbst ein Fachgenosse der Bibliothekare, einer der intimsten Kenner der gelehrten Literatur und der Bibliotheksgeschichte, und recht eigentlich der Bibliothekar seiner eigenen unvergleichlichen Büchersammlung, die er immer in bester Ordnung hielt und in der fast jeder von den vielen tausend Bänden die Aufschrift von seiner eigenen Hand trägt. In den kurz nach Traubes Tod erschienenen Nachrufen ist mit Recht die Bedeutung Traubes gerade für die Erschließung der Handschriftenschätze der Münchener Bibliothek hervorgehoben worden. Er hat sie fortgesetzt seinen Uebungen zugrunde gelegt und zahlreiche wertvolle Bestimmungen und Beschreibungen von Münchener Handschriften finden sich in seinen Arbeiten. Allein höher anzuschlagen ist der starke Einfluß der Anregungen, die der Verkehr mit ihm den wissenschaftlich gerichteten Bibliothekaren in München, Bamberg, St. Gallen, Fulda, Köln, Einsiedeln und anderorts gab. Er hat durch die lebendige Teilnahme, die er jeder Nachforschung entgegenbrachte, die Aufmerksamkeit geweckt und recht eigentlich Funde hervorgerufen. Ich wüßte niemand, der dem Bibliothekar sein nicht immer dankbares Handwerk so geadelt und verklärt hätte wie er. Männer wie J. A. Schmeller oder Leopold Delisle schwebten ihm als die hohen Muster bibliothekarischer Tätigkeit vor. Mit Trauer gedenke ich der zahlreichen Stunden, in denen er mit mir den Plan einer gemeinsam zu bearbeitenden Geschichte der Münchener Bibliothek nach dem Vorbilde von Delisles Cabinet des manuscrits erwog. Von dem, was dem Bibliothekar, dem wissenschaftlich arbeitenden durchaus nicht weniger als dem bloß rezep-

tiven, vor allem eigen sein muß, von der neidlosen und aufopfernden Hingebung an die wissenschaftlichen Interessen anderer hat er selber fortgesetzt das lebendigste und tröstlichste Beispiel in seiner eigenen Person gegeben. „Cor meum inquietum est," schrieb er mir einmal in schlimmen Tagen, „aber ich m u ß ungefähr vier oder fünf Recherchen für andere (sic vos non vobis) erledigen. . . ." Dieses sic vos non vobis nidificatis aves, sic vos non vobis mellificatis apes, und wie es weiter heißt, erklang manchmal auf jenen einsamen Spaziergängen, wenn die eigene Arbeit unter der Teilnahme an fremder auch bei seiner gewaltigen Energie zu stocken drohte. Mit dem Wachsen seines Weltrufes als Paläograph und Kenner der Ueberlieferungsgeschichte waren die täglichen Anfragen an ihn auf eine manchmal bedenkliche Zahl gestiegen. Er schrieb einmal, Dezember 1898, in sein Tagebuch: „Ich will jetzt auch die Sekkaturen einschreiben, Arbeiten für andere, die Zeit nehmen, damit ich weiß, womit sie hingeht." So sehr er manchmal darunter litt, hat er sich diesen Anfragen niemals versagt. Sein mit strenger Pünktlichkeit geführter wissenschaftlicher Briefwechsel füllt eine große Reihe von Bänden.

Mit dem Jahre 1899 war für ihn eine Zeit schwerer und lange Jahre sich hinziehender Kämpfe angebrochen. Nach zehnjähriger Lehrtätigkeit war er 1899 zuerst für einen Lehrauftrag, dann zum besoldeten Extraordinarius vorgeschlagen worden, aber die für ihn beantragte Professur erhielt ein Kollege. Als dann 1901 die Fakultät den Antrag erneuerte, die Professur aber gar nicht ins Budget eingesetzt wurde, erklärte er seinen Rücktritt von seinem Lehramte. Der Fakultät gelang es, ihn zu halten; 1902 wurden mit ihm von der preußischen Regierung Verhandlungen über seine Berufung an die Universität Berlin angeknüpft, die sich jedoch zerschlugen. Dann kam im August 1902 ein Ruf auf ein Ordinariat für klassische Philologie nach Gießen. Diese sehr ernstliche Gefahr, Traube zu verlieren, machte dem unerfreulichen Spiel ein Ende. Dank dem Eingreifen des Ministers v. Crailsheim erhielt er zunächst ein unbesoldetes Ordinariat für lateinische Philologie des Mittelalters, für das dann vom Landtag zwei Jahre später auch das Gehalt bewilligt wurde. So waren fünf Jahre vergangen, ehe sein Ver-

bleiben in München gesichert war. Schlimmer als diese Ungewißheit der ganzen Existenz wirkten auf Traubes empfindliches Gemüt die häßlichen Begleiterscheinungen, die sich mit diesen Kämpfen verbanden. Es war nur zu bezeichnend: lange Jahre hatte er in großartiger Unbekümmertheit um sein nicht unbeschränktes Vermögen der Wissenschaft jedes persönliche Opfer gebracht und Menschen aller Art aufs freigebigste unterstützt und gefördert: nun wollten es selbst Männer, die ihm nicht ohne Wohlwollen und Verständnis gegenüberstanden, befremdend finden, als auch er wie andere und minder Bedürftige seine Lehrtätigkeit nicht bloß mit einem Titel anerkannt wissen wollte. Dabei wurden ihm in kleinlichster Weise vor dem ganzen Lande die geringen pekuniären Vorteile des Berliner Rufes vorgerechnet. Ja als die Studenten an ihn nach seiner Rücktrittserklärung eine Adresse richteten, wurde selbst diese als künstliche Mache hämisch verdächtigt. Jene Adresse, die ihren Anregern und Unterzeichnern Ehre macht, liegt mit ihren 80 Unterschriften vor mir; die Zahl von seither mit tüchtigen Leistungen hervorgetretenen Teilnehmern überrascht um so mehr, als inzwischen noch nicht sechs Jahre verflossen sind. „Ihre wissenschaftliche Methode, welche erhellende Klarheit im einzelnen mit weitem Blick verbindet, Ihre Art zu lehren, unter der tote Form zu mannigfaltigem, menschlichem Leben erwacht, ist uns Vorbild und immer erneute Anregung gewesen," schrieben die Studenten; es steht auch sonst kein Wort darin, das nicht jeder, dem Traubes Lebensarbeit einigermaßen bekannt ist, ohne weiteres unterschreiben würde.

Genug von diesen unerquicklichen und für Traube so aufreibenden Kämpfen. Es kann ja kein Zweifel sein, daß Traubes jüdische Abstammung eine gewisse Rolle dabei gespielt hat. Es hat lange gedauert, bis die Verehrung, die auch katholische Gelehrtenkreise, namentlich hervorragende Benediktiner, für Traube empfanden,[2]) die Ab-

[2]) Ein schönes Zeugnis dafür gibt der Nachruf, den ihm einer seiner Schüler aus dem Benediktinerorden P. Placidus Glogger, in der literar. Beil. d. Augsb. Postzeitung vom 7. Juli gewidmet hat. Einige Sätze daraus seien hier wiederholt: „Seinen Schülern wird Traube eine unvergeßliche liebe Erinnerung und ein leuchtendes Vorbild für wissenschaftliche Forschung bleiben. Unerschrockene Wahrheitsliebe ohne Rücksichtslosigkeit, gründliche Genauigkeit ohne Pedanterie, weite Gesichtspunkte

neigung der herrschenden Partei gegen Traubes Ernennung genügend abgeschwächt hatte. Ueber die Zumutung durch einen Uebertritt ohne Ueberzeugung seine Laufbahn zu erleichtern, hat Traube wohl kaum je ein Wort verloren. Dem orthodoxen Judentum stand er fern, wenn ihm auch sein konsequenter Monotheismus sympathisch, wenigstens verständlich war. Aber in der Rassenfrage haben bei ihm die Erinnerungen an die leidenschaftliche Berliner antisemitische Bewegung zu Ende der 70er Jahre lange nachgewirkt und ihn mit Trauer und Erbitterung erfüllt. Lange noch war ein Gespräch mit ihm über diese Dinge nicht leicht ohne die Gefahr eines Mißverständnisses zu führen. Die Vorstellung, als ob er, der in Goethe und Lessing seine Lebensführer suchte und seine Arbeit der Geschichte der europäischen Kultur geweiht hatte, sich nun seiner Abstammung wegen nicht mehr als gleichberechtigter Deutscher und Europäer fühlen sollte, verletzte ihn um so schwerer, da auch der Vater, auf den er stolz war, damals viel gelitten hatte. Als die Bewegung wieder nachließ, und namentlich in den letzten Jahren ist an die Stelle erregter Abwehr auch hier die unbestechliche Klarheit seines Urteils getreten. Der Dreyfus-Prozeß hatte ihn freilich wieder tief erregt, aber die Gleichheit der Rasse spielte hier in seinem Bewußtsein keine wesentliche Rolle mehr, nur die Erregung über die Beugung des Rechts. Eine Stelle aus einem Briefe vom 27. September 1898 ist bezeichnend für die leidenschaftliche Teilnahme, mit der er allen Ereignissen zu folgen pflegte. „Ich bezahle jetzt schon seit langem mit meiner Person, erlebe mit und träume davon. Und das ist, glaube ich, mehr als bloßer Konsemitismus. Ich denke, meine arischen Freunde haben jetzt dieselbe Aufregung, dieselbe Erschütterung und dasselbe

---

ohne Oberflächlichkeit, gepaart mit frischem, unverzagtem Mut und einem liebenswürdigen, bescheidenen Wesen, das durch den Erfolg nicht aufgebläht wird: dies ist Traubes geistige Hinterlassenschaft für uns." Es wird keine Indiskretion sein, wenn ich dem die Worte hinzufüge, die einer der hervorragendsten und urteilsvollsten Gelehrten des Benediktinerordens einst seinem Dank für Traubes Vorrede zur Chronik des Hieronymus hinzugefügt hat: „Vous êtes de ceux dont on voudrait posséder les moindres travaux. Et si la chose dépendait de moi, tout ce qu'il y a parmi nous de jeunes gens travaillant encore susceptibles d'une bonne formation philologique devrait pouvoir bénéficier des leçons d'un tel maitre.

Harren und Bangen. Wirklich, man denkt kaum mehr an den Menschen Dreyfus, und daß es ein Jude ist. Jetzt scheint das Schauspiel, dem man anwohnt, in der Tat ein Naturereignis geworden." In politischen Dingen interessierte er sich wohl am meisten für Friedrich Naumann und für die Entwicklung des französischen Sozialismus unter Jaurès' Führung, um dessentwillen er gern französische Zeitungen las. Die pessimistische Stimmung gegenüber der deutschen äußeren und inneren Politik seit 1890 hat er mit der ungeheuren Mehrheit der „Intellektuellen" — ein Wort, das er nicht ungern aus jenen französischen Kämpfen übernahm — geteilt. Sein Pessimismus, der gerade in seinen gesunden Jahren sehr stark hervortrat, galt freilich nicht weniger auch der Zukunft der Wissenschaft, nicht zuletzt seiner eigenen.

Mit der 1904 gesicherten Professur schien nun endlich glatte Bahn vor ihm zu liegen. Das Verhältnis zu den Monumenta Germaniae Historica, für die er seit mehr als zwanzig Jahren gearbeitet hatte und deren Zentraldirektion auf Vorschlag Mommsens seit 1897 angehörte, brach er freilich im Frühling 1904 schroff ab. Er hatte für sie den mächtigen Band III der Poëtae aevi Carolini herausgegeben, außerdem an Mommsens Ausgabe des Cassiodor mitgearbeitet, Dümmler vielfach unterstützt, auch die Leitung zweier Abteilungen, der Auctores antiquissimi und der Antiquitates, längere Zeit geführt.. Letzteres hat er tatsächlich vor allem deshalb übernommen, um die von ihm außerordentlich hoch geschätzte Kraft Paul v. Winterfelds den Monumenta zu erhalten; ein nicht genug zu beklagendes Schicksal entriß diesen freilich noch vor Traube im Alter von 32 Jahren seiner Arbeit.[5]) Die unendliche Geduld, die Traube in den schwierigen Verhandlungen mit diesem ebenso begabten und ehrenhaften, wie reizbaren Manne jahrelang bewies, habe ich zu oft mitangesehen und miterlebt, als daß ich es nicht in seinem Sinn besonders schmerzlich empfunden hätte, daß für den Bruch mit den

[5]) Das Bild des weltfernen gelehrten Einsiedlers und vor allem des wundersamen Träumers und Dichters P. v. Winterfeld hat mit liebevoller Freundeshand Hermann Reich in der Besprechung seiner Gedichte (Deutsche Literatur-Zeitung 1905) entworfen.

Monumenta gerade dieses Verhältnis den Anlaß bieten mußte.

Um so ausgedehnter wurde Traubes Tätigkeit in der Münchener Akademie, deren historischer Klasse er seit 1896 als außerordentliches, seit 1899 als ordentliches Mitglied angehörte. In ihren Schriften sind seine späteren Arbeiten zumeist erschienen. Die Göttinger Gelehrte Gesellschaft hatte ihn schon 1894, die R. Accademia dei Lincei 1902 zum Mitglied gewählt. Die Lehrtätigkeit an der Universität erweiterte sich immer mehr. Statt der zwei Zuhörer, mit denen er einst begonnen hatte, waren es nun 60—80, und sie verstanden ihn. Sie bewunderten in ihm nicht bloß den unvergleichlichen Gelehrten, sie kannten und liebten nicht minder auch den Menschen, aus welchem Lager sie auch kommen mochten. Es war eine sehr bunt zusammengesetzte Schar: neben engeren Schülern, die sein Werk fortzusetzen hofften, Benediktinermönche und Jesuiten; amerikanische Philologen, die vor allem seine unvergleichliche paläographische Belehrung suchten, junge Kunsthistoriker, denen er aus den Handschriften den Zugang zur Geschichte der mittelalterlichen Kunst eröffnete, Theologen, Bibliothekare, jüngere akademische Kollegen und natürlich Alt- und Neuphilologen, Historiker und Germanisten: dann und wann wohl auch einer von Jung-Schwabing, in dessen Dichterträumen das kluge, blasse Gesicht mit der mächtigen Stirn und den seltenen Augen einmal wieder auftauchen mag. 1906 wurde auch die seit längerem geplante Errichtung eines Seminars für lateinische Philologie des Mittelalters an der Universität München genehmigt. Die Kollegen an Universität und Akademie, von denen ihm mehrere als Freunde nahestanden, ehrten die Entschiedenheit und Sachlichkeit seines Urteils. Seine Autorität in allem, was Handschriftenkunde, Paläographie, Bibliotheksgeschichte, mittelalterliche Philologie betraf, war in der ganzen Welt unbestritten und von Meistern wie Leopold Delisle am rückhaltlosesten anerkannt. Seine großen Arbeiten reiften ihrer Vollendung entgegen — da erfaßte ihn die tödliche Krankheit, mit der er zweieinhalb Jahre lang in stillem Heldentum gerungen hat. Schon in früheren Jahren waren schwere Magen- und Darmstörungen nichts Seltenes gewesen; als ich ihn zu Neujahr 1905 sah, sprach er die Befürchtung eines Krebsleidens aus. Wenige

Wochen darauf hatten ihm die Aerzte, von denen er Klarheit forderte, das unheilbare Leiden (Leukämie) bezeichnet, dem er erliegen mußte. Der Sohn des Arztes hat sich keinen Augenblick über die verhängnisvolle Bedeutung dieser Diagnose getäuscht. Optimum est pati quod emendare non possis, hatte er einst in seiner Dissertation dem 107. Briefe des Seneca nachgesprochen; nun hielt er dem Schicksal im bitteren Ernst sein Wort. Klaglos unterwarf er sich den beschwerlichen Kuren mit allen ihren quälenden Begleiterscheinungen; bis zur letzten Woche vor seinem Tode hat er das sich zuletzt stets verschlimmernde Verhältnis der roten zu den weißen Blutkörperchen und seine Krankheitszustände in seinem Tagebuche mit wissenschaftlicher Genauigkeit verzeichnet, wie ein hellenischer Philosoph dem unentrinnbaren Geschick ruhig ins Auge sehend und rastlos die letzten Minuten, die ihm die Krankheit gönnte, für seine Arbeit verwendend. Er begründete noch 1905 in den „Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters" für die Arbeiten seiner Schüler ein Archiv. Die Nomina sacra, sein letztes großes Werk, wurde mit Unterstützung jüngerer Freunde in den Druck gegeben und abgeschlossen, und er durfte auf seinem Sterbebette die letzten Bogen davon sehen. In der Akademie ist der Schwerkranke noch in diesem Winter mit einer Reihe von Mitteilungen hervorgetreten. Alle die Kämpfe und Bitterkeiten, die ihm vor und in dieser Zeit beschieden waren, haben sein menschliches Wesen nur verklärt. Mit der alten Freundlichkeit hat er an dem Leben und den Scherzen seiner Umgebung teilgenommen und seiner treuen Gefährtin die Pflege erleichtert. Aus seinen herrlichen Augen sprach die Wehmut des Abschiednehmens und zugleich eine reine Güte, die allen, die ihn geliebt haben — und ihre Zahl war immer größer geworden — ins Herz schnitt. Im Frühling 1907 war er in Italien, um von der vergeblich ersehnten Sonne in Porto d'Anzio für die sinkenden Kräfte die letzte Stärkung zu suchen. Die Rückreise, Anfang Mai, ermüdete ihn furchtbar. Doch vermochte es sein starker Wille, die Vorlesung des Sommersemesters mit einer Stunde zu beginnen, von deren tiefem Eindruck mir einer seiner Schüler erzählt hat. Es war die letzte. Am gleichen Tage (8. Mai) schrieb er in sein Tagebuch: „Beginn heftiger Schwindelanfälle." Die Augen,

von schwarzen Schatten umzogen, versagten ihm den Dienst, noch schleppte er sich ein paar Tage lang in seinen Garten, hörte und beriet mit treuester Teilnahme die Angelegenheiten seiner Freunde; dann kam am 11. Mai der Zusammenbruch. Qualvolle Tage vergingen in Atemnot und Fieberphantasien, denen am Freitag eine kurze scheinbare Besserung folgte. Aber die Lebenskraft war erschöpft Am 19. Mai, in der Pfingstnacht, ist er, noch nicht 46 Jahre alt, entschlummert.

Von früher Jugend auf war für Traube die Wissenschaft der Mittelpunkt, die eigentliche große Leidenschaft seines Lebens. Wer liebt, verschwendet allezeit. Er hatte einen Glauben an seine strenge Göttin, der ihn alles um ihretwillen opfern ließ — alles, zu allererst ihre Schonung und Rücksicht sich selbst. „Ein benediktinisches Herz" gehöre dazu, nach Civate hinaufzuklimmen, hatte ihm einst ein geistvoller Freund geschrieben, als er ihm ein grünes Blatt von jener Klosterstätte in Erinnerung an die Textgeschichte der Regula S. Benedicti sandte. Traube hatte jenes benediktinische Herz, ein Mönch der Arbeit, wie sein Freund Paul v. Winterfeld. Vielleicht hat gerade dieses Entsagen um eines strengen und ausschließlichen Dienstes an der Wissenschaft willen auch seiner Freude an allem Schönen in Natur und Kunst und am geselligen Verkehr und ganz gewiß seinem Verhältnis zu seinen Schülern die eigentümliche Farbe und Tiefe gegeben.

Die breite Oeffentlichkeit seinen Studien gewinnen zu wollen, lag ihm fern. Ich kenne nur zwei kurze Zeitungsartikel von ihm, deren einer in durchaus origineller Art den Abschluß der Allgemeinen Deutschen Biographie begrüßt Er wollte, unmodern auch hierin, der Wissenschaft die stille Insel erhalten wissen, von der sie mit unmerklich zwingendem Zauber die Kultur tiefer beeinflussen kann als durch das geschäftige Mitschwatzen und Sichfeilbieten auf dem Markte. Ich denke, er hat sich vor allem darin mit Friedrich Blaß gut verstanden, den er als Leidenden, wie er es selber war, im letzten Jahre seines Lebens in Florenz kennen gelernt und den er nicht lange danach in einem Gespräch mit mir mit nachdrücklicher Wiederholung einen großen Gelehrten genannt hat. Seinen Vorlesungen über Geschichte der Philologie hat er ein kleines Blatt beigelegt, auf dem, wenn ich nicht irre, von der scherzend verstellten

Hand eines Freundes geschrieben, Worte Friedrich Nietzsches stehen: „Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eines heischt: beiseite gehen, sich Zeit lassen, stille werden, langsam werden — als eine Goldschmiedekunst und eine Kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht. Gerade damit ist sie aber heute nötiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten mitten in einem Zeitalter der „Arbeit", will sagen der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, die mit allem gleich „fertig werden" will, auch mit jedem alten und neuen Buch: — sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt gut lesen, das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen lesen. . ." Er sah mit Trauer den Rückgang der humanistischen Bildung, mit anderen Worten des Einflusses der Philologie auf die allgemeine Kultur, den ihm keine Mathematik, keine Naturwissenschaft, keine patriotische Geschichte ersetzen konnte. „Das Studium der alten Sprachen, der antiken Kultur und Literatur an der Hand der Quellen und unter ihrer steten Kontrolle schärft den Geist, übt die Unterscheidungsgabe, spornt an, auch auf jedem anderen Gebiete zu fragen: Ist das so, kann das so sein, muß das so sein? Der Durchschnitt der Urteilskraft unseres Volkes hatte durch die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum eine von anderen Nationen beneidete Höhe erreicht. Wenn wir eitel waren, konnten wir sagen: wir haben mehr Urteil und weniger Vorurteile als die anderen." Der mit dem Aufgeben der humanistischen Bildung unvermeidlich verbundene Verfall des Quellenstudiums schien ihm mit der Forschung auch die Kultur unheilbar zu schädigen. Was er von der ethischen Bedeutung seiner Wissenschaft dachte, davon sprach er in dem Nachrufe auf Rudolf Schöll, den er im Sommersemester 1893 vor seinen Schülern gehalten hat, und aus dem auch die eben zitierten Worte entnommen sind. „F. A. Wolf sagte, ein guter Philolog müsse auch einen reinen Charakter haben. Lachmann und Haupt waren die strengsten Repräsentanten dieser ethischen Forderung an sich und andere. In der Tat führt das viele Kleine, das der Philolog, um zum großen Ganzen vorzudringen, täglich zu verrichten sich gezwungen sieht, leicht zum Klein-

lichen, führt der Streit um Dinge leicht zum Streite um Worte, führt die Macht, die der Mensch dem toten Buchstaben gegenüber hat oder zu haben glaubt, leicht zum Despotismus und entwickelt andere häßliche Instinkte. Demgegenüber liegt aber auch eine große sittliche Kraft in der Philologie. Sie stellt in den Wissenschaften mit am reinsten das Streben nach Wahrheit um der Wahrheit willen dar; in ihr selbst liegt kein Nebenzweck, sie will verstehen und zur Erkenntnis vordringen. Ob diese Erkenntnis praktisch sich verwerten läßt, gilt ihr gleich. Wir lesen den Staat der Athener des Aristoteles nicht, um in unserem Staat politisieren und reformieren zu können. Uns leitet allein der dem Menschen eingeborene Trieb, zu fragen, wie die Dinge waren, das Wahre vom Falschen, den Schein von der Wirklichkeit zu scheiden. — Es liegt also in der ständigen Beschäftigung mit der Philologie ebenso eine dämonische als eine tiefe ethische Kraft."

Unter Philologie verstand er die historische Disziplin in ihrer ganzen Ausdehnung. „Sie ist weder nur mehr Wortphilologie noch Sachphilologie, also Sammlerin und Deuterin des sprachlichen und antiquarischen Materials, sondern sie ist durchaus auf dem Wege großer zusammenfassender kulturgeschichtlicher Forschung." Sein Ausgangspunkt aber war die Ueberlieferung, in seinem Falle also zumeist die Handschrift. Jede einzelne Handschrift war ihm, wie er das schon 1886 in der Einleitung seiner Karolingischen Dichtungen anzudeuten begann und in reifer Klarheit in der Textgeschichte der Regula S. Benedicti dargelegt hat, in doppeltem Sinne wichtig: sie ist auf der einen Seite ein Stück Ueberlieferungsgeschichte des in ihr erhaltenen Textes, auf der anderen aber, schon lediglich durch die Tatsache ihrer Existenz, ein Stück Geschichte der dem Autor gefolgten Zeiten. Von hier aus begreift sich, wie der von der klassischen Philologie ausgegangene Vertreter der Textgeschichte, deren erste Spur er in Richard Simons bibelkritischen Werken (1678 und 1689) fand, durch die Konsequenz seines leitenden Gedankens zugleich der Ergründer der Literatur- und Kulturgeschichte des lateinischen Mittelalters wurde. Sein Bild eines solchen Werkes war denn freilich von dem, was man in der Regel darunter sich denkt, weit verschieden; die ihn schalten, daß er die einst versprochene Geschichte der römischen Literatur im Mittel-

alter nicht geliefert habe, wußten nicht, daß sie an ihrer eigenen Vorstellung, nicht an seiner Erkenntnis der sachlichen und persönlichen Notwendigkeiten dafür die Aufgabe maßen. Er sah, daß hier weithin erst die Grundlagen zu schaffen waren; Arbeit aus zweiter Hand aber war ihm nicht bloß unerquicklich, sondern man darf sagen, unmöglich, seinem ganzen Wesen widersprechend. Erst galt es, das Erstarrte wieder zu beleben, den Toten, wie er für sich einmal in starkem Bilde niederschrieb, so lange zu kitzeln, bis er erwachte. Aus der jetzigen Lagerung der mittelalterlichen Handschriften galt es den Weg zurückzufinden zu ihren alten Stätten, aus der eindringendsten und feinfühligsten Prüfung der Schrift ihre Heimat zu erfragen. Und so war ihm die Voraussetzung einer Geschichte der mittelalterlichen Kultur zunächst eine Geschichte der Ueberlieferung der römischen Literatur, die die Bibliotheksgeschichte der Klöster in sich schloß, und zuletzt eine unendlich vertiefte Geschichte der Schrift. Die Paläographie wurde unter seinen Händen vielleicht in strengerem Sinne als unter denen irgend eines seiner großen Vorgänger eine geschichtliche Wissenschaft: „es tritt neben die leicht erlernte Kunst des richtigen Lesens die schwierigere, in einem geschickt angestellten geschichtlichen Verhör den stummen Zeugen zum Sprechen zu bringen". Er sah in der Tat, wie einer seiner letzten Schüler treffend sagt, „das Leben auch in Tiefen schlummern, an denen die anderen mit großen Gesten und blinden Augen vorbeistürmen".[4]) Es war die von Jakob Grimm gepriesene „Andacht zum Kleinen", die hier wieder ihre stillen Siege feierte. In diesem Sinne ist ihm vor allem die Geschichte der Abkürzungen der lateinischen Schrift im letzten Jahrzehnt seines Lebens zu einem geschichtlichen Problem hohen Ranges geworden; wie er es angefaßt wissen wollte, hat er zuerst in Aufsätzen im Neuen Archiv und in seiner Abhandlung „Perrona Scottorum" (1900) gezeigt, und sein letztes Werk, die „Nomina sacra", das in diesen Tagen ausgegeben werden wird (als zweiter Band der Quellen und Untersuchungen in C. H. Becks Verlag in München), hat die Aufgabe in großem Stile gelöst. Umgekehrt aber: „Wie die Schrift der sichtbarste Ausdruck des ununterbrochenen geistigen Rapportes ist, den das

[4]) In dem schönen mit S. gezeichneten Nachruf, der in der Münchener Post bald nach Traubes Tod erschien.

lateinische Mittelalter zwischen Altertum und Neuzeit dargestellt hat, und wie sie nicht nur die großen Bewegungen der Kultur, sondern auch ihre feinen Zusammenhänge oft als ein genauester Zeiger angibt, so kann eine historische lateinische Paläographie nur auf philologischer Grundlage und mit überlieferungsgeschichtlichem Hintergrunde gedeihen."

Wieviel wir von unausgeführten Arbeiten Traubes durch das unerbittliche Geschick verloren haben, das diesem Leben so früh ein Ziel gesetzt, das ist die erste Empfindung gewesen, die die Fachgenossen ergriffen hat: wieviel er aber in der Zeit, die ihm gegönnt war, wirklich auszuführen vermochte, darf darüber nicht vergessen werden. Kein Jahr verging ihm ohne irgend eine reife Frucht. Es wäre weder diesem Ort noch der Absicht dieser Erinnerungen angemessen, Traubes wissenschaftliche Arbeiten hier im einzelnen aufzuführen und ihren Ertrag zu besprechen; eine Anzahl von ihnen ist bei Gelegenheit schon genannt worden und nur eine Auswahl kann hier noch erwähnt werden, obwohl es kaum eine Miscelle und Bücherbesprechung von ihm gibt, von der nicht eine wesentliche Förderung der Sache zu berichten wäre. Wer das klassische Muster seiner Arbeitsweise kennen lernen will, wird wohl zuerst zur „Textgeschichte der Regula S. Benedicti" (1898) greifen. Eine Anzahl von glänzenden kleineren Untersuchungen hat er unter dem Titel „O Roma nobilis, Philologische Untersuchungen aus dem Mittelalter", der Münchener Philologenversammlung 1891 als Festgabe vorgelegt. Die von ihm früh erkannte umwälzende Bedeutung der Photographie für die Paläographie wie für die Kunstgeschichte hat er in klassisch schönem Latein in der Faksimileausgabe der Fragmente des Codex Floriacensis von Hieronymus' Chronik (Leiden 1902) dargelegt. Von den Triumphen, die seine paläographische Methode auch in kunst- und literaturgeschichtlichen Fragen gewann, zeugen am eindringlichsten sein Aufsatz „Ueber das Alter des Codex Romanus des Virgil", einer berühmten illustrierten Handschrift (in der Strena Helbigiana 1899) und seine mit unübertrefflicher Eleganz und Ueberlegenheit durchgeführte Entlarvung des Fälschers Cortesi, der zwanzig Jahre lang die Historiker der römischen Literatur irre geführt hatte (1904). Der zuletzt genannte Aufsatz ist ein Teil seiner in der Münchener Akademie vorgetragenen und in ihren Abhandlun-

gen erschienenen „Paläographischen Forschungen", von denen ihm leider ein Hauptstück, die Geschichte der Halbunciale, zu vollenden nicht mehr vergönnt war. Alles was hier genannt wurde, sind Meisterleistungen, die des letzten Jahrzehnts auch Musterstücke wissenschaftlicher Darstellungskunst, von denen noch manche Generation wird lernen können. Der Genuß an dem wundervoll klaren und reifen Deutsch etwa seiner Vorreden zu den Bänden der Quellen und Untersuchungen, wird auch dem nicht versagt sein, dem die Gegenstände ferne liegen.

Ein volles Bild von dem, was Traube wissenschaftlich geleistet und vermocht hat, den einzelne seiner Leistungen nach Worten eines unserer ersten Germanisten unbedingt den Größten unter den Philologen an die Seite stellen, ist vielleicht einmal möglich, wenn aus den Schätzen seines Nachlasses das zur Veröffentlichung Geeignete ans Licht getreten sein wird. Die Vorlesungen, die er über Paläographie, Geschichte der klassischen Philologie, Ueberlieferungsgeschichte der römischen Literatur im Mittelalter und über die lateinische Literatur von Cassiodor bis Dante hielt, werden dabei nicht ausgeschlossen werden dürfen: er hat auch hier mit unendlicher Mühe geschaffen, nicht mit fremden Werkstücken gebaut; und in Gegenständen, die er zum großen Teil durch seine Lebensarbeit neu begründet oder umgestaltet hat, wird nicht nur der Werdende dafür dankbar sein, den zu früh geschiedenen Meister wenigstens aus den Blättern seiner zum Teil sehr sorgfältig ausgeführten Hefte zu vernehmen. Die schwere Arbeit wird freilich Jahre bis zu ihrem Abschluß in Anspruch nehmen; aber wir dürfen wohl auf die Unterstützung aller derer rechnen, die Traubes Wert gekannt haben und ihm Dank wissen. Anderes aus seinem Nachlaß, wie seine herrliche Sammlung von Photographien nach Handschriften, deren Vereinigung in mächtige, von ihm selbst beschriebene Mappen allein schon eine unvergleichliche monumentale Darstellung der Geschichte der Schrift bildet, wird wohl erst einmal in den rechten Händen wieder zu neuem Leben erwachen; dank der von Freunden noch zu seinen Lebzeiten begründeten Traube-Stiftung darf man den Verbleib seiner Bibliothek und seiner Sammlungen in Deutschland als gesichert betrachten, wenn auch Näheres darüber sich noch nicht mitteilen läßt. Alle Treue,

mit der seine Lebensarbeit von seinen Freunden behütet werden mag, kann freilich nur einen schwachen Ersatz bieten für das, was der Wissenschaft sein früher Tod geraubt hat. Das Fehlen eines Urteils von solchem Gewicht, von solcher Reife und Unabhängigkeit, muß in dem ganzen Umkreis der lateinischen Philologie und Paläographie ebenso tief und schmerzlich empfunden werden, wie der Verlust des großen Lehrers von der Universität München.

Ein Wort noch von Traubes Arbeitsweise. Ich habe nie jemand so gesammelt, so im Augenblick vollkommen auf das Problem konzentriert, arbeiten sehen wie Traube. Seinen scharf beobachtenden Augen entging auch ohne absichtliche Aufmerksamkeit nicht leicht etwas: „Tante Neunauge" hieß ihn im Scherz nach einer seiner Kindheitserinnerungen eine Freundin und danach er sich gerne selbst. Seine eindringende Psychologie und Menschenkenntnis habe ich nur selten, dann freilich um so gründlicher getäuscht gesehen. Auch hier reizte ihn das Problem schon an sich, ganz abgesehen von dem Anteil, den er an den Personen nahm. Es war lustig zu sehen, wie er bei einem Einbruchdiebstahl in unserem Hause mit dem Eifer eines Detektivs daran ging, die Spuren des Diebes aufzusuchen. Von geringerer Literatur las er auch kaum irgend etwas als gelegentlich einmal in der Zeitung einen Detektivroman. Das reizte seinen Spürsinn. Und so konnten auch seine Freunde, die etwa mit Mathematik oder Philosophie oder anderen ihm anscheinend fernliegenden Dingen sich beschäftigten, plötzlich im Gespräch sich durch eine Formulierung der Frage überrascht sehen, die sie in völlig neuem Lichte zeigte.

*

Ich bin von selbst wieder, während ich von dem Gelehrten sprechen wollte, auf den Menschen zurückgekommen. In Traube war das, was so selten sich vereinigt, zur Einheit geworden: ein großer Gelehrter und ein reiner, gütiger, von allem Kleinlichen freier Mensch. Wieviel wäre noch zu erzählen von dieser echten Humanität, die auch gegen den Geringsten und Aermsten edel, hilfreich und gut war; von dieser Unfähigkeit, fremde Not zu sehen, ohne mit seinen Mitteln und mit seiner Person einzutreten; von dieser so ganz persönlichen Liebenswürdigkeit, die jedem kleinen Freundesgeschenk durch ein geistreiches Begleitwort oder ein paar feine Verse erst den besten Wert verlieh; von

diesem echten Mitleiden, das selbst in schwersten eigenen Kämpfen und Aufregungen eine kleine zarte Aufmerksamkeit für einen leidenden Freund nicht vergaß! Niemand wende dagegen die Schärfe der Urteile ein, die ihm in wissenschaftlichen Dingen eine heilige Pflicht war. Die Strenge seiner wissenschaftlichen Forderungen an sich wie an andere hat sich mit den Jahren nur gesteigert und mit leidenschaftlichem Ernst und oft mit bitterem Zorn verfocht er die Sache der Wissenschaft, der sein Leben geweiht war; aber er hat auch hier gelernt, Persönliches und Sachliches zu trennen und menschlicher Schwäche, wenn sie nur guten Willens war, zu verzeihen. Und wie er bewundern und lieben konnte, wo er seine wissenschaftlichen Ideale erfüllt sah, zeigt schon aus früheren Jahren etwa seine Besprechung von G. B. de Rossi's Inscriptiones Christianae Urbis Romae (1891) und nicht minder die Verehrung, mit der er von Meistern wie Mommsen, Rudolf Schöll, Hermann Usener sprach.

„Wenig Menschen sterben, denen eine solche Fülle wärmster Liebe nachfolgt, wie Ludwig Traube." Dieses Wort, das Walter Riezler in seinem kurzen Nachruf in diesem Blatte gesprochen hat, ist nur schlichte Wahrheit. Was seine näheren Freunde an ihm verloren haben, hat vielleicht am ergreifendsten an seiner Bahre sein langjähriger Freund Professor Hermann Brunn gesagt. „Traube besaß einen Reichtum des Geistes, des Gemütes und der Nächstenliebe, der nicht fragt: Was gebe ich hin — was behalte ich für mich? So kommt es, daß ihn, der keine Kinder hinterläßt, viele verehren wie einen Vater. . . Wir sind nicht ohne Freunde nach Traubes Scheiden; jeder von uns hat wohl noch manchen guten, vortrefflichen, treuen Freund; aber einen von solcher Grazie der Liebenswürdigkeit, von solcher Zartheit, solcher Tiefe, von solcher Mütterlichkeit der Teilnahme haben wir nicht mehr. Wir bleiben alle in seiner Schuld; nur unseren Dank können wir sagen, und wenn der Kern seines Wesens, wie es Traubes persönliche Ueberzeugung war, unsterblich ist, wenn sein wissenschaftlicher Name währen wird, solange es eine Philologie gibt — sein Andenken als eines liebevollen Menschen unter Menschen soll dauern, unvergeßlich, lebendig und gesegnet bleiben, wenigstens so lange, als wir auf dieser Erde stehen."

3 0112 098697912